

"Die Note reduziert die Transparenz"

Autor(en): **Hafner, Urs / Reinhart, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Horizonte : Schweizer Forschungsmagazin**

Band (Jahr): **24 (2012)**

Heft 93

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-967891>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

«Die Note reduziert die Transparenz»

eine Validität, unabhängig davon, wie gut es funktioniert. Auch ein schlechtes Peer-Review hat eine grosse soziale Kraft. Allerdings darf es nicht permanent schlecht sein, sonst würde die Wissenschaftlergemeinschaft aufbegehren.

Was ist ein schlechtes und was ein gutes Peer-Review?

Das kann ich nicht sagen. Das Verfahren hat sich seit dem Zweiten Weltkrieg stark formalisiert. Verbreitet ist heute das Modell, wonach es mindestens drei Gutachter aus dem engsten Fachbereich und einen Mehrheitsentscheid braucht. Vorher hat bei manchen Zeitschriften eine Fachgrösse allein über die Publikation eines Artikels entschieden.

Weshalb ist es zu dieser Formalisierung gekommen?

Der Staat steckt viel mehr Geld in Forschung und Wissenschaft als vor 1950. Damals existierte eine Art Sozialvertrag: Die öffentliche Hand sagte, wir geben der Wissenschaft Geld, lassen sie machen, da wir ohnehin nichts davon verstehen, und schauen, was sie an Positivem hervorbringt, das der Allgemeinheit dient. In den 1970er Jahren hat die Öffentlichkeit diesen Sozialvertrag aufgekündigt. Heute muss die Wissenschaft permanent belegen, was und warum sie etwas tut. Das hat zur Professionalisierung der Forschungsförderung und zur Formalisierung des Peer-Review geführt. Sie beschleunigt das Verfahren und erleichtert die Rechenschaftsablegung, weil Noten eine klare Sprache sprechen. Allerdings muss die Öffentlichkeit auch bereit sein, die steigenden Verwaltungskosten zu bezahlen. Ein Teil des Mittelzuwachses fliesst in die Kontrolle.

Bringt die Formalisierung des Peer-Review die Wissenschaften weiter?

Schwierig zu sagen. Das Peer-Review steckt in jeder Ritze des Wissenschaftssystems: Es entscheidet über Publikationen, die Forschungsförderung, die Besetzung

Das Peer-Review funktioniert nicht nach rein rationalen Kriterien – und garantiert damit den Betrieb des Wissenschaftssystems, sagt der Soziologe Martin Reinhart.

Von Urs Hafner, Bild Derek Li Wan Po

Herr Reinhart, das Peer-Review hat in der Wissenschaftswelt einen Fetisch-Status: Die von ihm gutgeheissene Forschung gilt allgemein als gut, die von ihm abgelehnte Forschung als schlecht. Beseitigt die Forschergemeinde mit diesem System Unsicherheiten über die schwierige und manchmal unmögliche Bewertung von Forschung?

Fetisch würde ich nicht sagen, auch wenn das Peer-Review in der Forschungsförderung eine fast unmögliche Aufgabe leistet,

nämlich dem Versprechen des Antragstellers zu glauben, in einem unbekannten Gebiet etwas Neues herauszufinden. Das Verfahren gibt es schon seit über 350 Jahren und in allen Disziplinen und in allen Nationen. Diese Konstante ist erstaunlich für das sich permanent verändernde Feld der Wissenschaften, das sich durch die Entdeckung des Neuen auszeichnet. Das Verfahren verleiht den von ihm akzeptierten Objekten automatisch

von Stellen und so weiter. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie das System ohne Review funktionieren könnte. Ein Problem der Formalisierung ist, dass ihr Gegenstand, die Wissenschaft, schwer formalisierbar ist, weil sie nach Neuem strebt.

Wissenschaft müsste idealerweise herrschaftsfrei funktionieren: Durchsetzen soll sich nicht, wer am meisten Macht besitzt, sondern wer das bessere Argument einbringt. Funktionierte das Peer-Review nach diesem Prinzip?

Zum Teil. Es kann nicht jeder Beliebige Mitglied eines Gremiums werden. Gewöhnlich sitzen dort Leute ein, die sich in ihrem Feld als zentrale Figuren haben etablieren können, die einen guten Ruf und eine grosse Publikationsliste haben, kurzum: die alten Herren. Das heisst aber nicht, dass diese keine rationalen Entscheide treffen.

Neigen diese dazu, Projekte abzulehnen, die der Ausrichtung ihrer Arbeit widersprechen, und so Innovation zu verhindern?

Empirisch belegt ist der Vorwurf des Konservatismus nicht, auch wenn tatsächlich eine Reihe von Nobelpreisträgern Schwierigkeiten hatte, durch die Peer-Review-Verfahren zu kommen, weil niemand das Neue ihrer Arbeit verstanden hat. Es ist verständlich, dass arrivierte Leute nicht einfach alles über Bord werfen, was sie als richtig erachten. Das Peer-Review sorgt für die Balance zwischen Altem und Neuem, die wohl nötig ist für die Stabilität des Systems.

Viele Geisteswissenschaftler reagieren skeptisch auf die Ausbreitung des Peer-Review in ihrem Gebiet.

Man ist schnell zur Hand mit der Aussage, dass Naturwissenschaftler aufgrund ihrer Arbeitsweise kein Problem damit hätten, dass ein Gutachter auf einem Formular

Noten von eins bis fünf verteile, den Durchschnitt berechne und eine Gesamtnote setze – diese Art von Objektivitätsproduktion entspreche ihrem Alltag. Und der Geisteswissenschaftler arbeite demgegenüber mit zusammenhängenden Texten, Argumenten und Ästhetik... Aber: Noch vor 15 Jahren basierten Begutachtungsverfahren in der Biologie und der Medizin nicht auf formalisierten Formularen, sondern auf frei verfassten Texten, zum Teil ist das noch heute der Fall.

Werden Texte der Komplexität eines Forschungsprojekts eher gerecht als ein Formular?

«Einige Nobelpreisträger hatten Schwierigkeiten, durch das Peer-Review zu kommen.»

Nicht unbedingt. In einer Note kann viel Wissen eines guten Gutachters stecken. Er reduziert damit die Komplexität. Aber sie reduziert die Nachvollziehbarkeit und Transparenz des Verfahrens.

Sie haben das Peer-Review des SNF im Bereich Biologie und Medizin untersucht und so Einblicke in möglicherweise brisante Dokumente erhalten. War es schwierig, eine Erlaubnis zu bekommen?

Überraschenderweise nicht. Wir haben es zuerst bei renommierten Journals versucht, sind dort aber nie weiter als in das Vorzimmer gekommen. Weil die Akten des SNF als Teil des Bundesarchivs gelten, sind sie – unter gewissen Bedingungen natürlich – zugänglich.

Vom SNF finanziert haben Sie das Peer-Review des SNF untersucht, und ich befrage Sie nun für das SNF-Forschungsmagazin über Ihre Resultate ... Gehe ich recht in der Annahme, dass Sie herausgefunden haben, dass beim SNF alles in Ordnung ist?

(Lacht.) Der SNF hat nicht die kleinste Beeinflussung unternommen, er hat nicht einmal ein besonderes Interesse an unseren Resultaten bekundet. Wir konnten in Ruhe arbeiten, das war optimal. Unsere Resultate zeigen, dass die Forschungsförderung des SNF im Bereich Medizin und Biologie weder einzelne Universitäten,

Peer-Review

Mit dem Peer-Review-Verfahren steuern die Wissenschaften sich selbst. Die Gutachter – allesamt Fachkolleginnen und Fachkollegen – begutachten anonym Forschungsgesuche und Papers und entscheiden über die Vergabe von Geldern und Publikationsraum.

Sprachregionen noch die Männer oder sonst eine Gruppe bevorzugt. Dieser Teil der Ergebnisse ist für den SNF positiv. Wir haben aber auch herausgefunden, was für jedes Peer-Review gilt: Es funktioniert nicht nach rein rationalen Kriterien, sondern leistet einen Ausgleich zwischen der Produktion gesicherten Wissens und den sozialen Notwendigkeiten des Wissenschaftssystems. Es dient also dessen Selbstregulation, der Verteilung von Macht, dem Eindämmen von Konflikten. Die Doppelfunktion rührt daher, dass es ein kollaboratives Verfahren ist, an dem mehrere Gutachter beteiligt sind.

Sechs Augen sehen mehr als zwei.

Das ist der Vorteil. Der Nachteil ist die Arbeitsteilung und die zeitliche Ausdehnung. Das heisst, dass nicht zwei oder drei Gutachter die ganze Arbeit prüfen, sondern die einzelnen Reviewer verschiedene Teile. Der eine Reviewer verlässt sich auf den anderen und umgekehrt – und so verlieren sie das Ganze aus dem Blick, was bei der Beurteilung eines Gesuchs zu blinden Flecken führt.

Das Peer-Review existiert sowohl in liberalen Demokratien als auch in autoritären Systemen. Kann es überall bestehen?

Noch Ende des 20. Jahrhundert dachte die Wissenschaftssoziologie, dass sich die moderne Wissenschaft, die unabhängig von konkreten Personen funktioniert, deren Wissen offen kommuniziert und von allen geprüft werden muss, nur in der modernen Demokratie entfalten kann. Aber diese Annahme ist unrealistisch. China hat ein sehr produktives Wissenschaftssystem. Das formalisierte Peer-Review scheint so flexibel zu sein, dass man es überall einsetzen und wohl auch zu anderen Zwecken als wissenschaftlichen benutzen kann. Das ist seine Stärke wie seine Schwäche. ■

Martin Reinhart

Der Soziologe Martin Reinhart arbeitet am Programm für Wissenschaftsforschung der Universität Basel. Auf Herbst 2012 tritt er eine Juniorprofessur an der Humboldt-Universität in Berlin an. Seine Dissertation «Soziologie und Epistemologie des Peer Review. Forschungsförderung im Schweizerischen Nationalfonds» erscheint dieser Tage im Nomos-Verlag.